

P. Paul Rheinbay S.A.C.

Gott vermissen – Die Gottesnacht der Mutter Teresa

P. Lassalle, Pionier des Zen für Christen, sprach oft davon, sich bei der täglichen Übung der Meditation in den „eigenen Dreck zu setzen“. Worum es dabei geht, kann vielleicht ein bemerkenswertes Ereignis aus dem Herbst des vergangenen Jahres 2007 erhellen: die Veröffentlichung der Tagebuchaufzeichnungen und Briefe von „Mutter Teresa“. Ihre Gestalt ist eine Brückenfigur, ähnlich wie die hier dargestellte Verbindung kontemplativer Traditionen von Ost und West. Den Menschen in Indien wurde sie zu einer Zeugin für die karitativ wirksame Innenseite christlichen Glaubens. Deswegen mag es hilfreich sein, Verständnis zu gewinnen für das, was sich in ihr ereignete, die in der Begegnung zwischen den großen Erfahrungslinien der Menschheit ihren eigenen inneren Weg suchte. Zunächst fällt auf, dass in der Gegenwart selten so viel öffentliche Aufmerksamkeit, auch von säkularen Medien, auf die spirituelle Innenseite eines Menschen gerichtet wurde wie bei ihr. Mutter Teresa, wie sie in aller Welt bekannt ist, wird heute über alle kulturellen und religiösen Grenzen als Heilige verehrt. Der Friedensnobelpreis ist einer von vielen Auszeichnungen, die sie und ihr Werk, innerhalb kürzester Zeit explodierend gewachsen, bekommen haben. Immer wieder machte sie deutlich, dass ihre Zuwendung zu den Ärmsten der Armen, zu den „mutterseelenallein“ Sterbenden, Christus galt, dessen Angesicht sie in den dahin Siechenden wahr nahm. Zahllosen Schwierigkeiten auf dem Weg, diesen beizustehen, begegnete sie mit ihrem entwaffnenden Lächeln und ihrer Entschiedenheit, ihrer Berufung treu zu bleiben.

Wer es wissen wollte, der konnte sich leicht vergewissern, dass zum Tagesprogramm von Teresa und ihren Schwestern unverzichtbar eine Zeit der Anbetung gehörte und gehört. Zu leicht legt sich nun die Vermutung nahe, dass die Liebe Gottes, die in dieser Frau offensichtlich wurde, auch ihr eigenes Herz fühlbar erfüllte. Wie hätte sie sonst ausstrahlen können, was sie selbst nicht in sich trug? Diese „Selbstverständlichkeit“ muss nun differenziert gesehen werden. Ein Dokument aus dem Jahr 1959, als Gebet geschrieben, offenbart ihre Not:

„Herr, mein Gott, wer bin ich, dass Du mich im Stich lassen solltest? ... Ich rufe, ich klammere mich an Dich, ich will – und da ist Niemand, der mir antwortet – Niemand, an den ich mich klammern kann – nein, Niemand. – Allein. ... Wenn ich versuche, meine Gedanken zum Himmel zu erheben – erlebe ich eine solch überzeugende Leere, dass diese Gedanken wie scharfe Messer zurückkehren und meine innerste Seele verletzen. – Liebe – das Wort – es bringt nichts. Man erzählt mir, dass Gott mich liebt – jedoch ist die Realität von Dunkelheit und Kälte und Leere so überwältigend, dass nichts meine Seele berührt. Bevor das Werk anfang, gab es so viel Einheit – Liebe – Glaube – Vertrauen – Gebet – Opfer. – Habe ich den Fehler gemacht, mich blind dem Ruf des Heiligsten Herzens hinzugeben?“ (Mutter Teresa – Komm, sei mein Licht. Hg. v. B. Kolodiejchuk, München 2007, S. 218f.)

Den größten Teil ihres Lebens, gerade die Zeit, in der ihr Werk wuchs und die ganze Welt davon erfuhr, lebte sie selbst in der gefühlten Dunkelheit. Während alle sie als die stets von innen heraus Lächelnde sahen, traf sie selbst in sich auf Gottesferne und Leere.

Es war ein harter Weg, durch Zweifel und Schuldgefühle hindurch, diese Dunkelheit als die ihr zugemutete Art der Gottesbeziehung zu akzeptieren.

Fruchtbare Annahme des eigenen Dunkels

Was geschieht dort, wo einem Menschen dies möglich wird? Wo im langem Schweigen, im Aushalten seiner selbst, im Werden der Transparenz des Inneren nichts von all dem sich zeigt, was menschlichen Hoffnungen und Erwartungen entspricht? Wo die natürliche Reaktion in Verdrängungs-Mechanismen, in der Flucht vor sich selbst bestehen würde?

Der Weg von Mutter Teresa zeigt es: Wird dieser „Dreck“ angenommen, kommt das Wesen des Menschen neu in den Blick. Jegliche Begrenzung fällt weg, muss „sterben“. Die unendliche Wirklichkeit kann nicht einer notwendig endlichen Vorstellung, einem Gefühl entsprechen.

Wo sie jedoch sich in einem Menschen durchsetzt, offenbart sie dessen Eigenliches: dass der Mensch ein grenzenlos Gebender und Liebender ist.

Zeugen einer solchen Erfahrung in Ost und West stimmen darin überein, dass dies nicht Ergebnis des eigenen Wollen sein kann, dass vielmehr dazu gehört, was im Christlichen „Gnade“ genannt wird. In beiden Traditionen weiß man um die Rolle des Gebetes gerade dort, wo der Meditierende wie vor einer undurchdringlichen Wand sitzt. Und es ist wohl nicht nur einer vom 19. Jahrhundert geprägten Leidensmystik zuzurechnen, dass in Mutter Teresas Aufzeichnungen immer und immer wieder die Verbindung mit Jesus, dem Gekreuzigten offensichtlich wird. In dieser Verbindung liegt für Christen die kostbare Möglichkeit, sich für den Weg der inneren Armut motivieren zu lassen. Das eigene Loslassen, in dieser Bedeutung „sterben“, wird möglich als ein „mit Ihm sterben“. Damit ist es nicht mehr ein in gemessener Zeit stattfindendes, einmaliges Geschehen, sondern eine Grundhaltung, eine Geste der Hin-Gabe gemäß dem eucharistischen Wort: „Das ist mein Leib für euch.“

Wer meditiert, begibt sich in sein Geheimnis. Er ist nicht damit zufrieden, was ihm bisher als erklärbar in den Sinn gekommen ist. Dieses vielmehr übersteigend, sucht er nach mehr. Er begibt sich in den Bereich, der allem Äußeren, allem Tun, allen Phänomenen zugrunde liegt. Er übt sich in dem, was „innere Haltung“ genannt werden kann: sich aus dem Würgegriff von Begriffen, Vorstellungen, Gedanken, Gefühlen, Erinnerungen, ständig wechselnden äußeren Gegebenheiten befreien zu lassen. Dies führt unweigerlich in Armut, ins Loslassen all dessen, von dem ich bisher annahm, „das sei es“. In die Dunkelheit des Ungewohnten, ins Erleben von Leere, die immer schon da ist, der ich jedoch bisher im Getriebe des Alltags sorgfältig auszuweichen wusste.

Zen kennt viele Geschichten, in denen die Forderung, sich selbst auszuhalten in diesem Bereich des Fremden, nahezu unbarmherzig erhoben wird. Zen-Meister werden als „Diebe“ bezeichnet, die ihren Schülern ihre Illusionen „stehlen“. Und doch ist diese Entäußerung, gefordert von jemand, der selbst voran gegangen ist, ein barmherziges Geschehen, in dem der Menschen zu sich selbst heraus gefordert wird. Er geht sich selbst „auf den Grund“, begegnet sich in der Stille in einer Weise, wie es nur jemand aushält, der vertraut. Es ist ein „Anfangs-Vertrauen“ nötig, dass in diesem durchaus steinigen Acker ein Schatz vergraben liegt, den es sich lohnt mit eigener Hände Arbeit – in diesem Fall mit in den Schoß gelegten Händen! – auszugraben.

Nun haben Christen, die sich auf den Weg der Meditation begeben, eigentlich ein großes Motiv: sie glauben sich von Gott unendlich geliebt. Diesem Gott, der in jedem Menschen sein Ebenbild eingepägt hat, dessen Odem-Geist in jedem Menschen weht-atmet, auf die Spur zu kommen, sollte dazu befähigen, „allen Besitz zu verkaufen und diesen Acker zu kaufen“ (vgl. Mt 13,46).

Gott um Gottes willen suchen

Hier genau kommt etwas in den Blick, was der Zen übende Christ lernen darf. Oft unterliegen wir einer Verwechslung, die gerade in dieser Übung aufgedeckt wird. Dass Christen sich dem liebenden Gott umso näher glauben, je mehr das Gefühl des Geliebtseins in ihnen lebendig wird. Dann aber geht es nicht mehr um Gott selbst, sondern um eben dieses Gefühl, nach dem unser Inneres so sehr hungert. Es ist dann das Suchen Gottes nicht um Seiner selbst willen, sondern um des Geschenkes willen, sich in Seiner Nähe zu spüren. Meister Eckart vergleicht dies damit, dass wir aus Gott eine Kerze machen, mit der wir etwas suchen und die wir beiseite legen, wenn wir das Gesuchte gefunden haben. Oft wird dem Meditierenden am Beginn seines Weges genau dieses Gesuchte auch als großzügiges Geschenk, als „Starthilfe“ zuteil. Dann jedoch muss er erleben, wie ihm nach

kürzerer oder längerer Zeit genommen wird, an was er sich nur allzu schnell gewöhnt hat. Wie ihm nicht nur das aus der Hand genommen wird, was zu geben er bereit ist, dass vielmehr er sich selbst, seinem kontrollierenden Griff über sich selbst genommen wird.

In der Begegnung zwischen Ost und West ist es gerade der westliche Mensch, der nach Beziehung, nach endgültiger Zusage hungert und dürstet. Offenbart sich Gott in Seiner Barmherzigkeit dem in der Stille nach Ihm sich Ausstreckenden und auf Ihn Wartenden, so hält dieser unwillkürlich an der Erfahrung, die ihm so gut tut, fest. Schlägt diese in ihr Gegenteil um, das Erleben der Gottferne, besser: des Gott-Vermissens, stellen sich viele Suchende die Frage, ob sie auf dem richtigen Weg sind, ob sie nicht vielleicht selbst daran schuld sind, Gott nicht mehr so zu spüren, wie sie es einmal erlebten.

Ist es da nicht unmenschlich, wenig einem personal liebenden Gott entsprechend, dem Übenden sein Erleben aus der Hand zu nehmen, ihn zum Aushalten seiner eigenen Wüste zu ermutigen? Was hat das noch mit Gott zu tun?

Negative Theologie als Brücke zwischen Ost und West

Hier sei schließlich in aller gebotenen Kürze auf das hingewiesen, was in der Tradition des christlichen Glaubens die „negative Theologie“ genannt wird. Sie kann viel zur Klärung und zum Brückenbau zwischen beiden kontemplativen Traditionen beitragen.

Zu allen Zeiten und ganz besonders in der östlichen, orthodoxen Kirche war und ist das Bewusstsein lebendig, dass von Gott nur in Analogien gesprochen werden kann; dass er sich jeglichem Benennen, Begreifen und Denken unendlich entzieht. Dass wir Menschen also über ihn mehr das sagen können, was er nicht ist, als das, was er ist. „Negative Theologie“ als westlicher Name dafür klingt leicht mißverständlich; eigentlich ist es eine Theologie, die das Gesagte nicht negiert, sondern in kritischer Haltung gegenüber allem zu leichtfertig von Gott Gesprochenem dieses übersteigt.

Gott-Sucher und -Erfahrene aller Zeiten sprechen vom Absoluten Gottes, von seiner Unendlichkeit in einer Weise, dass alles Endliche, alles Vorgestellte, jeglicher menschliche Erfahrungshorizont daran zerbricht. „Tremendum et fascinosum“ - zugleich anziehend und erschauern lassend: die Erfahrung kann im menschlichen Innern eine Sehnsucht entfachen, die ungestillt den Suchenden umso schmerzhafter seine eigene Begrenztheit bewusst macht.

„Ein Abgrund ruft den andern“, heißt es im Psalm 19; der Abgrund Gottes führt den Menschen in seine eigene Tiefe. „Furcht und Entsetzen“ packte die Frauen beim Erleben des unfassbaren Geschehens am Ostermorgen. So heißen die letzten Verse des Markus-Evangeliums, die später, wohl weil zu hart empfunden, noch ergänzt wurden.

Der von der Zen-Tradition inspirierte und lernende Christ wird auf seinem Weg diese Wahrheit in sich spüren und wird so durch sein eigenes Erleben feinfühlig und kritisch werden gegenüber einem unbedacht harmonisierenden Sprechen von Gott, das sich am Abgrund des Menschen, am Abgrund der Menschheit, an ihrem Leid, an ihren offenen Wunden vorbei mogelt.

Er wird seinem eigenen Intellekt, wertvoll und unverzichtbar in seinen Fähigkeiten und Grenzen, ein Nicht-Wissen-Können zumuten, die „Nacht“ des Johannes vom Kreuz, das „Nichts“ eines Meister Eckart. Er wird vertrauen, wo weder im Äußeren noch im Inneren dazu ein Halt gegeben ist, und so Zeugnis dafür ablegen, dass Gott nicht mit Seinem Geschenk, Seiner Zuwendung identifiziert werden darf.

Damit ist von christlicher Seite eine Wirklichkeit gezeigt, in die der Zen Übende systematisch eingeführt wird. Er erhält Hilfen, in der körperlichen Aufrichtung seine Gedanken zu lassen. Alles ist darauf hin ausgerichtet, sich selbst zurück zu nehmen, sich zu verschenken hinein in das Größere, Unfassbare, unabhängig von den eigenen dadurch ausgelösten Gefühlen, Erwartungen, Ängsten, Zweifeln.

Eigentlich ist dies gar nichts Besonderes. Es ist „lediglich“ ein systematisiertes Suchen nach dem, worauf unser Menschsein hin angelegt ist. Es ist der Einsatz aller Kräfte im Verzicht darauf, „es selber machen zu wollen“, ein Sich-Öffnen über das Kontrollierte hinaus.

Damit wird Raum für das Unfassbare, einen Bereich, in den der Mensch über sein eigenes Wünschen hinaus hinein genommen wird. Alle seine Kräfte werden darin angesprochen, jedoch auf die Weise des Absoluten, auf paradoxe Weise: „Wo ich schwach bin, da bin ich stark.“ (2Kor 12,10) In dieser Schwäche wird dem Vertrauenden Unendliches geschenkt – nicht zum Festhalten, sondern zum Weiterreichen.

Vielleicht können Verse aus der Glaubenserfahrung des Apostels Paulus das Gemeinte zusammen fassen:

„Denn Gott, der sprach: Aus Finsternis soll Licht aufleuchten!, er ist in unseren Herzen aufgeleuchtet, damit wir erleuchtet werden zur Erkenntnis des göttlichen Glanzes auf dem Antlitz Christi.

Diesen Schatz tragen wir in zerbrechlichen Gefäßen; so wird deutlich, dass das Übermaß der Kraft von Gott und nicht von uns kommt.“ (2Kor4, 5-6)